



AUSLAND

Der Ruf nach Freiheit

IRAN Mutige Frauen führen den Aufstand gegen das Regime an, sie stellen die Grundlagen der Islamischen Republik infrage – und wollen sich von alten Männern nichts mehr befehlen lassen. Wer sind die Protestierenden? Und haben sie eine Chance?

Für das Tanzen in den Gassen, wegen der Angst beim Küssen, für meine Schwester, deine Schwester, unsere Schwestern
Aus dem Protestsong »baraje« (»Für«) von Shervin Hajipour

Wenn die Nacht über Teheran fällt, erheben die Menschen ihre Stimme, erzählt Anoush. Sie treten auf den Balkon, auf Dächer. Irgendjemand beginnt zu rufen: »Tod dem Diktator!« Und: »Frau! Leben! Freiheit!« Andere schließen sich an, bis die Straßen der iranischen Hauptstadt erfüllt sind von den Rufen.

Seit fünf Wochen geht das so. Seit die 22-jährige Jina Mahsa Amini am 16. September gestorben ist, nachdem die iranische Sittenpolizei sie wegen vermeintlich »unislamischer« Kleidung verhaftet hatte, begehren überall im Land Frauen – an ihrer Seite auch viele Männer – gegen die islamistische Diktatur auf.

Anoush, Mitte zwanzig, ist eine dieser Frauen. Sie hat ein Pseudonym gewählt, um sich und ihre Verwandten nicht in Gefahr zu bringen. Sie ist Teil einer Revolte, die das islamistische Regime so schwer in Bedrängnis bringt wie nie zuvor seit der Machtübernahme der Mullahs 1979. Eine Revolte, die von Frauen begonnen wurde. In einem Staat, der Frauen systematisch unterdrückt, kämpfen sie um ihre Freiheit – und gegen ein theokratisches Regime, das von weiten Teilen der Bevölkerung verachtet wird.

Sie komme aus einer nordiranischen Mittelschichtsfamilie, sagt Anoush. Ihre Eltern seien konservative Muslime, sie hätten stets vor jeder Art von Aktivismus gewarnt und sie ermahnt, bloß niemals protestieren zu gehen. Anoush arbeitet als Lehrerin. In ihrer Freizeit reise sie gern, sagt sie, sie war in Prag, in Süddeutschland, in Istanbul. Auf Bildern in sozialen Medien sieht man eine junge Frau mit manchmal buntem, manchmal schwarzem, manchmal langem, manchmal kurzem Haar. Statt des Hidschabs bindet sie sich bunte Halstücher um den Kopf, die ihre Haare kaum verdecken. Auf ihrem Körper prangen Tätowierungen, die sie in ihrer Heimat nicht zeigen kann.

Man erreicht Anoush über WhatsApp, wenn es das Internet zulässt; das Regime hat es in diesen Tagen gedrosselt oder blockiert. In perfektem Englisch erzählt Anoush ihre Geschichte. Später, mitten in der Nacht, kommt eine lange Nachricht: Sie bittet um Entschuldigung, sie sei beim Erzählen zu emotional geworden.

Im Alter von 18 Jahren, so erzählt Anoush, sei sie zum ersten Mal verhaftet worden. Es war ihr erstes Studienjahr an der Universität in Teheran, als sie auf der Straße von der Sittenpolizei angehalten wurde wegen ihres »unangemessenen Hidschabs«: Es war zu viel Haar zu sehen unter zu wenig Tuch.

Zwei Frauen in schwarzem Schleier packten sie an den Schultern und schoben sie in einen Van, in dem sich schon viele andere

Frauen drängten. Die Sittenwächterinnen hätten sie beschimpft: Sie würden vom Westen bezahlt, sich wie Huren anzuziehen, um Iran zu schaden. »Ich konnte nicht aufhören zu weinen«, erzählt Anoush.

Fünf Stunden lang sei sie damals auf der Polizeistation festgehalten worden. Die Polizisten nahmen eine Strafanzeige auf, machten Fotos von ihr, auf dem Schild, das sie festhalten musste, stand: »schlechter Hidschab«. Am Ende, so Anoush, wurde sie vor die Wahl gestellt: Entweder unterschreibe sie, dass sie so etwas nie wieder tun werde, und rufe ihre Eltern an, damit diese ihr lange islamische Kleidung brächten. Oder sie komme ins Gefängnis.

Für Anoush war die Festnahme nur eine von vielen schmerzhaften Erfahrungen als Frau in Iran. Sie erinnert sich daran, wie sie in der Schule geschlagen wurde, weil sie Make-up trug oder ihre Haare zeigte. Wie Hochzeiten mit Tränen der Braut endeten, weil die Polizei die Feier stürmte und den Bräutigam festnahm, nachdem dort Alkohol serviert worden war. Wie die Polizei sie daran hinderte, die Universität zu betreten, weil man ihre Knöchel sah. Wie man sie zwang, Lippenstift abzuwischen, weil er Männer provozieren könnte. Sie könnte stundenlang so weitererzählen, sagt sie am Telefon.

Schon seit einem halben Jahr habe sie den Hidschab auf der Straße immer wieder abgenommen. »Ich bin nicht mehr das verängstigte 18-jährige Mädchen.« Nach Aminis Tod, berichtet Anoush, habe sie es nicht mehr ausgehalten. »Als die Frauen Irans entschieden, gegen diese Dystopie auf die Straße zu gehen – wie hätte ich da nicht mitmachen können?«

Auf sechs Demonstrationen sei sie seither gewesen. Am Anfang habe sie noch eine Taucherbrille übergezogen, wegen des Tränengases, doch damit habe sie aufgehört. Bislang gelang es Anoush jedes Mal, der Polizei zu entkommen. Sie verschwand in Geschäften und in den Wohnungen älterer Iranerinnen,

die ihre Türen für die Protestierenden offen ließen. »Wir haben mehr Angst davor, verhaftet als getötet zu werden«, sagt Anoush. »Wenn sie dich verhaften, weißt du nicht, was danach mit dir passieren wird. Manchmal schaffst du es durch Lügen nach draußen, und manchmal foltern sie dich zu Tode.«

In diesen Tagen aber spürt Anoush trotz der Angst eine Veränderung. »Wenn wir jetzt ohne Hidschab auf die Straßen gehen, kann uns niemand mehr aufhalten. Wir sind zu viele«, sagt sie. Bevor die Proteste begannen, wollte Anoush den Iran verlassen. Jetzt sagt sie, sie habe verstanden, dass es nicht das Land sei, das sie hasse, sondern die Islamische Republik. »Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass dieses Land uns gehört.«

Die Proteste dehnen sich immer weiter aus, inzwischen beteiligen sich Schülerinnen, Studentinnen, aber auch viele Männer, Händler im Basar. Sie erfassen alle Regionen, die meisten großen Städte des Landes, sogar die heilige Stadt Ghom. Es ist eine Bewegung, die alle Schichten erreicht und längst nicht nur die Oberschicht der Hauptstadt wie bei früheren Protesten.

In der Hauptstadt Teheran reißen sich junge Frauen auf offener Straße den Hidschab vom Kopf, sie schneiden sich aus Protest die Haare ab. In der Metropole Maschhad skandieren Studentinnen: »Wir kämpfen, wir bleiben, wir nehmen unser Land zurück!«, in der Großstadt Karadsch jagen Schülerinnen einen Beamten vom Schulhof – und auf einem Video strecken Schülerinnen einem Bild von Revolutionsführer Ali Khamenei den Mittelfinger entgegen.

Nach der manipulierten Präsidentschaftswahl 2009 gingen schon einmal Millionen Iranerinnen und Iraner gegen das Regime auf die Straße; man sprach damals von der »Grünen Revolte«, doch sie wurde schnell und blutig niedergeschlagen. Und auch 2017/2018 kam es wegen der hohen Lebensmittelpreise zu Protesten.

Diesmal jedoch reicht der Unmut sehr viel tiefer, ist sehr viel grundsätzlicher. Er richtet sich gegen das islamistische Regime als solches, gegen seinen Gesellschaftsentwurf, gegen seine Art, mit den Bürgerinnen und Bürgern umzugehen, gegen die fehlenden Zukunftsperspektiven, gegen die Diskriminierung von Minderheiten. Es geht nicht mehr um Reformen. Es geht darum, das Regime zu stürzen.

Das Regime versucht, den Aufstand niederzuschlagen, bisher vergebens. Selbst wenn es ihm gelingen sollte, mit massivem Gewalteininsatz und Verhaftungen den Protest zu ersticken – die Wut der Menschen wird bleiben.

Schon jetzt haben die Frauen es geschafft, eine der brutalsten Diktaturen der Welt ins Wanken zu bringen, die jedes Jahr Milliarden in ihren Sicherheitsapparat investiert. Eine Diktatur, die einen Unterdrückungsapparat perfektioniert hat und die klügsten Köpfe des Landes in Foltergefängnissen inhaftiert.

Das westliche Klischee stellt muslimische Frauen gern entweder als Opfer oder als

Iranischer Herbst

Proteste in Iran ab dem 16. September



Quelle: ACLED; Stand: 14. Oktober



Nika Shakarami: Ihre Wangenknochen, Zähne und Nase waren gebrochen. Die Behörden verscharrten ihre Leiche.



Jina Mahsa Amini: Für viele Iraner ist klar: Die Sittenpolizei hat sie getötet – wegen »unislamischer« Kleidung.



Sarina Esmailzadeh: Während eines Protests in Karadsch durch Schläge auf den Kopf getötet. Offiziell beging sie Suizid.

Fanatikerinnen dar; die iranischen Aufständischen zeigen dagegen, wie sehr sie nach Freiheit und Selbstbestimmung streben. Damit inspirierten sie Millionen Frauen, die unter patriarchalen Strukturen leiden – im Nahen Osten, aber auch darüber hinaus.

Es dringen nur vereinzelt Informationen über den Aufstand nach draußen, meist in Form von Handyvideos, hastig gefilmt an Straßenecken oder von Balkonen aus. Aber es sind wenige. Weil die Mullahs das Internet weitgehend gesperrt haben. Aber auch weil Protestierende einander beschwören, nicht das Handy herauszuholen und zu filmen – das Regime nutzt Videos systematisch, um Protestierende zu finden und zu verhaften.

Bis heute verfügt die Protestbewegung über keine Struktur, keine Führungsfiguren.

Der SPIEGEL stand über Wochen hinweg mit etwa zwei Dutzend Protestierenden im Austausch. Die Interviews wurden mal schriftlich geführt mithilfe von Verschlüsselungssoftware, mal per Sprachnachrichten, selten am Telefon, oft lagen Tage zwischen Frage und Antwort. Wie bei Anoush müssen die Namen sämtlicher Gesprächspartnerinnen aus Sicherheitsgründen anonym bleiben. Viele der Erzählungen sind fragmentarisch. Und doch lassen sie tief ins Innere dieser Revolte blicken. Sie fügen sich zu einer Anatomie eines Aufstands.

Die Frau, mit deren Tod alles begann, hatte nicht geplant, das Regime herauszufordern. Am frühen Abend des 13. September trat Jina Mahsa Amini, aus den Kurdengebieten im Nordwesten Irans, 22 Jahre alt, in Teheran aus der U-Bahn. Sie habe an diesem Tag einen langen Mantel und Hidschab getragen, erzählte ihre Mutter später iranischen Journalisten.

Amini wollte Verwandte besuchen und Klammotten kaufen, für das Unisemester, das bald

beginnen würde. Es war ein normaler Einkaufsbummel, bis die Sittenpolizei auf Amini aufmerksam wurde. Die Sittenwächter zerrten sie in ihren Wagen, so schilderte es Aminis jüngerer Bruder Kiarash später. Er habe eingreifen wollen, sagte er, doch die Beamten hätten ihm einen Arm auf den Rücken gedreht. Hilflos musste er mitansehen, wie seine Schwester abtransportiert wurde, zusammen mit weiteren Frauen, deren Kleidung den Sittenwächtern als »unislamisch« galt.

Wenige Stunden später fiel Amini ins Koma, drei Tage später starb sie. Auf einem Foto ist die junge Frau im Krankenhaus zu sehen, an ihrem rechten Ohr klebt Blut.

Das iranische Regime behauptet, Amini sei an Organversagen gestorben, als Folge einer angeblichen Vorerkrankung, die ihre Familie jedoch bestreitet. Ein Video soll zeigen, wie Amini in der Polizeistation schwankt, sich an einem Stuhl festhält, dann zusammenbricht. Vieles spricht für eine Gewalttat: Eine Augenzeugin berichtete iranischen Journalisten, Amini habe im Gewahrsam erzählt, man habe ihr im Polizeiwagen auf den Kopf geschlagen. Hacker leakten Bilder einer Computertomografie, die Aminis Schädelfraktur zeigen soll. Ihre Familie sagt, sie habe Verletzungen an den Beinen gehabt, ihr Gesicht sei geschwollen gewesen. Für die meisten Iranerinnen und Iraner steht fest, was passiert ist: Die Sittenpolizei hat sie getötet.

Amini stammt aus der Stadt Saghes, nahe der irakischen Grenze. In ihrer Heimat kennt man sie unter dem Vornamen Jina, auch ihre Familie nennt sie so. In den offiziellen Ausweispapieren, in denen nur persische Namen zugelassen sind, steht Mahsa.

Auf Bildern sieht man eine Frau mit weichem Gesicht und dunkelrotem Lippenstift, ihren Hidschab hat sie locker um den Kopf

geworfen, wenn überhaupt. Amini habe sich nicht politisch engagiert, von einem ruhigen und glücklichen Leben geträumt, erzählten ihre Angehörigen Journalisten. Ihr Vater ist Beamter, ihre Mutter Hausfrau. Eine Aktivistin aus Saghes sagt, Amini habe sich gewünscht, dass Frauen und Männer frei sein könnten. Sie sei eine stolze Kurdin gewesen. Aber eine Heldin wollte sie, nach allem, was man weiß, nie sein. Und schon gar keine Märtyrerin.

Am Morgen von Aminis Begräbnis versammelten sich Hunderte wütende Menschen in Saghes. Einige der Trauernden schwenkten ihr Kopftuch. Sie riefen: »Tod dem Diktator!«, gemeint war Ajatollah Khamenei, der Revolutionsführer.

Es ist kein Zufall, dass der Protest in den kurdischen Gebieten Irans begann. Widerstand gegen das Regime hat hier eine lange Tradition. »Dschin! Dschijan! Asadi! Frau! Leben! Freiheit!« – der Schlachtruf der Demonstrantinnen ist eigentlich eine kurdische Parole, tief verwurzelt in der kurdischen Freiheitsbewegung oder, genauer, in der kurdischen Frauenbewegung.

Wie in allen Ländern der Region sind auch in Iran die Kurden besonders im Visier des Staates, sie machen etwa zehn Prozent der iranischen Bevölkerung aus. Erst im vergangenen Jahr gab es eine breite Verhaftungswelle im Kurdengebiet. Ihre Forderung nach mehr Selbstbestimmung und Anerkennung ihrer Kultur sieht der iranische Staat als Problem. Der Aufstand, der als Reaktion auf den Tod einer jungen kurdischen Frau begann, hat deshalb auch eine Bedeutung für den Kampf einer in vielen Ländern des Nahen Ostens unterdrückten Minderheit. Das Besondere ist, dass er schnell die Bevölkerung des ganzen Landes erfasste.

In Sanandadsch, ebenfalls in der Provinz Kurdistan gelegen, versammelten sich nach Aminis Tod zunächst nur einige Hundert Menschen auf dem Marktplatz, sie skandierten: »Dschin! Dschijan! Asadi!« Eine andere Parole war: »Heute Jina – morgen wir.«

Kaveh, ein Elektriker, Anfang dreißig, war bei diesen frühen Protesten dabei. Er und seine Frau Mina, eine Grafikdesignerin, hätten es unmöglich gefunden zu schweigen: »Jeder von uns kann morgen getötet werden, wenn wir nichts tun«, sagt er.

Nicht nur der Gedanke an Mahsa Amini trieb sie auf die Straße. Sondern auch das wirtschaftliche Elend im Land. Die fehlende Selbstbestimmung. Die Enge, die Perspektivlosigkeit. Jahrelang angestaute Wut.

Nach zwei bis drei Tagen kam die Antwort des Regimes. Sicherheitskräfte fuhren mit Motorrädern auf die Demonstrierenden zu, darunter Kaveh und Mina, sie schlugen alle, die ihnen in die Quere kamen. Auch die Älteren wurden verprügelt, die Kinder, die Jugendlichen. Kaveh sagt, sie hätten einen erschlagenen Mann in seinem Auto liegen sehen, sein Gehirn auf dem Handschuhfach verteilt. Sein Blut floss auf den Asphalt.

Eines Abends griffen Polizisten das Paar auf einer Brücke an, Drohnen filmten aus der Luft. »Wir wissen, wer ihr seid. Wir werden euch nachts zu Hause abholen.« Das sei die Botschaft gewesen. »Trotzdem haben wir nicht aufgegeben«, sagt Mina. »Wir flohen in anliegende Viertel, in Nebenstraßen.«

Ihr Protest gleicht seither einem Kampfeinsatz. Sie schlängeln sich durch die Stadt, wechseln mehrmals täglich die Kleidung, planen Fluchtwege – immer haarscharf vorbei an den Männern des Regimes.

Was im Kurdengebiet begann, sich auf die Hauptstadt ausweitete und schließlich auf Orte im ganzen Land, hat inzwischen die gesamte Gesellschaft erfasst, Frauen und Männer, Arme und Reiche, Junge und Alte, Musliminnen, Homosexuelle.

Da ist Baran, eine junge Künstlerin, die gern Geschichtsbücher liest und die am Telefon sagt, sie habe auf einen Moment wie diesen seit Jahren gewartet. Zum ersten Mal gehe sie mit ihrer gesamten Familie gemeinsam demonstrieren, zum ersten Mal stünden die Männer hinter den Frauen. Die Angst habe nun die Seite gewechselt, sagt sie. »Wir spüren, dass das Regime Angst bekommt.«

Da ist eine Hausfrau aus Teheran, die sich nicht mehr auf die Straße

Unsichtbar

Kleidungsvorschriften Irans laut Auswärtigem Amt

Frauen

Haare und Nacken durch Kopftuch bedeckt

Mantel verhüllt weibliche Körperformen

bis zu Handgelenken bzw. Fußknöcheln bedeckt

Männer kurz-ärmelige T-Shirts akzeptiert

lange Hosen

Indikatoren der Geschlechterungleichheit, in Prozent

im tertiären Bildungsbereich eingeschrieben

57 59

Erwerbsquote

14 68

Anteil im Parlament

6 94

8-Quellen: Auswärtiges Amt, Global Gender Gap Report 2022

traul, seit ihr die Sicherheitskräfte bei einer Demonstration ins Bein geschossen haben – und die nun den Protest von zu Hause aus fortsetzt. »Jeden Abend um 9 Uhr gehen wir an unsere Fenster oder auf die Dächer und singen«, berichtet sie am Telefon. 9 Uhr, das sei die ausgemachte Zeit des Protests. »Jeder weiß das.« In einigen Telegram-Channels tauche manchmal nur die Ziffer 9 auf. Das bedeute: »Kommt, singt, und vergesst nicht, um 9 Uhr Khamenei den Tod zu wünschen.«

Da ist Sahel, eine Feministin aus Rascht in Nordiran, die gleich zu Beginn der Proteste von acht Schrotkugeln in den Rücken getroffen wurde. Aus Angst vor den Schergen des Regimes ließ Sahel sich zu Hause von Freunden behandeln. Mittlerweile protestiert sie wieder. In Sprachnachrichten erzählt Rahel mit weicher Stimme von ihren Erlebnissen, erklärt, wie Demonstrantinnen, die zuvor noch nie auf der Straße waren, jetzt lernen, Barrikaden zu bauen, und sich Videos aus Hongkong anschauen, um von der dortigen Widerstandsbewegung zu lernen.

Da ist Nono, eine non-binäre Person aus der Provinz Gilan im Norden des Landes. Nono war vom ersten Tag der Proteste an dabei. »Ich träume von einer Zukunft in Iran, in der niemand diskriminiert wird und in der Menschen die Freiheit haben, sich auszuschauen, was sie tun wollen und wer sie sein möchten«, sagt Nono in einer Sprachnachricht.

Da ist Armin, ein Student aus Schiras, der schon an den Protesten 2019 teilgenommen hat, gegen die hohen

Lebensmittelpreise. Das Regime tötete damals innerhalb weniger Tage Hunderte Menschen. Danach sei klar gewesen, dass auch auf die sogenannten Reformer innerhalb des Herrschaftsapparats nicht zu zählen sei. »Wir haben damals resigniert«, sagt Armin. Aber jetzt sei alles anders. »Jetzt haben wir Hoffnung.« Die Proteste würden so lange weitergehen, bis das Regime gestürzt sei.

Der 43-jährige Mehdi, Vater einer Jugendlichen, meldet sich per E-Mail. Er ist auf den Straßen unterwegs, seit es die ersten Aufrufe zum Protest gab. Das Regime hänge ihm seit Jahren zum Hals heraus, wegen seiner Korruption und weil es eincm den Atem zum Leben nehme. »Wir werden nahezu jede Woche daran erinnert, dass dieses diktatorische Regime uns die Chance auf ein normales Leben raubt.«

Mehdi sagt, die Ermordung von Frauen und Mädchen durch die Sittenpolizei habe diesen Aufstand ausgelöst. In Zukunft werde es Hunderte weitere Gründe geben, die Irans Bürgerinnen und Bürger auf die Straße treiben. Man müsse sich dazu nur Shervin Hajipours Lied anhören.

Shervin Hajipour hat den Song zu den jüngsten Protesten komponiert. Sein Lied mit der berühmten Textzeile »baraje« (»Für«) wurde auf Instagram 40 Millionen Mal geklickt. Seine Textzeilen bestehen aus Tweets über die Proteste – aus Wünschen der Iranerinnen und Iraner für ein besseres Leben, aus ihrer Sehnsucht nach Freiheit und Unbeschwertheit. Er singt über die in Iran inhaftierten Intellektuellen, über eingestürzte Häu-



Protestierende auf Instagram-Foto: »Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass dieses Land uns gehört«

ser, verschmutzte Luft. Es ist ein rauer, schmerzvoller Song – aber in Wahrheit ist es ein Aufschrei.

Hajipour wurde wegen dieses Songs inhaftiert und danach auf Kaution freigelassen. Auf seinem Instagram-Account musste er sich für die politische Instrumentalisierung des Lieds entschuldigen – woraufhin Userinnen und User vorschlugen, »erzwungene Instagram-Stories« als Klage in den Liedtext aufzunehmen.

Wie zeigt Mehdi, dass er mit dem Leben unter dem Regime nicht zufrieden ist? »Ich schreibe Protest-Posts auf Social Media. Ich singe vom Fenster meines Hauses.« Jüngere Menschen seien mutiger, schreibt er bewundernd: Sie gingen auf die Straße und wünschten dem Diktator den Tod. »Dieser Protest ist viel stärker als alles, was ich in den vergangenen 20, 30 Jahren gesehen habe.«

Um die Revolte am Leben zu erhalten, sagt er, seien drei Dinge wichtig: die Hoffnung der Menschen zu nähren und ihren Widerstandsgeist zu stärken. Freier Zugang zum Internet. Und die Unterstützung durch verschiedenste Gesellschaftsgruppen – etwa durch die Arbeiter in der Ölindustrie, die Lehrer und Universitätsprofessoren, die Kaufleute und natürlich jene Exiliraner, die mit ausländischen Regierungen in Kontakt sind.

Den Rebellinnen auf Irans Straßen steht ein Regime gegenüber, das über Jahrzehnte hinweg einen hocheffizienten Kontroll- und Unterdrückungsapparat entwickelt hat.

Zum einen ist da die sogenannte Sittenpolizei, die »Gascht-e Erschad«, die für den Tod Aminis verantwortlich gemacht wird. Die Spezialeinheit, die Teil der Polizei ist, umfasst Tausende Beamte, unter ihnen Frauen, und gilt als Vollstreckerin der Regierung und ihrer Interpretation der Scharia. Das heißt, die Mitglieder sollen die Einhaltung islamischer Moralvorstellungen und Vorschriften durchsetzen und Menschen, vorwiegend Frauen, festnehmen, deren Bekleidung sie als unangemessen beurteilen.

Was die Sittenwächter für das Überleben des Regimes so wichtig macht, ist, dass sie den Unterschied zum vorherigen Regime markieren, dem des Schahs Mohammad Reza Pahlavi: Revolutionsführer Ajatollah Ruhollah Khomeini wollte die Zeit des Säkularismus mit der islamischen Revolution 1978/1979 ein für alle Mal beenden. Zwar herrschte auch vorher Diktatur, aber es gab Gesetze, die die Rechte von Frauen schützten. Iranerinnen im Minirock auf den Straßen

Es ist viel Stolz zu spüren. Auf die eigene Herkunft. Dass die ganze Welt Zeuge wird.

Teherans waren keine Seltenheit. Wenige Monate nach der Gründung der Islamischen Republik wurden diese Rechte außer Kraft gesetzt. Für Khomeini waren Frauen, die keinen Hidschab trugen, »nackt«.

Der obligatorische Hidschab und die Kontrolle der Gesellschaft über den Körper der Frau, das war und ist identitätsstiftend für das Mullah-Regime. »Wenn man ihnen das wegnimmt, was bleibt dann noch übrig?«, fragt die iranisch-amerikanische, jüdische Autorin Roya Hakakian.

Seit ihrer Gründung 2005, unter dem damaligen ultrareligiösen Präsidenten Mahmoud Ahmadinejad, soll die Sittenpolizei Millionen Frauen angezeigt haben, weil sie den Hidschab nicht »ordnungsgemäß« trugen.

Wie überzeugt die Männer und Frauen von der Sittenpolizei ihre »Arbeit« verrichten, ist indes unklar. Sicher gibt es Ideologen und Überzeugungstäterinnen, aber der BBC gelang es kürzlich, mit einem Sittenpolizisten zu sprechen, der keineswegs so überzeugt war. »Sie erwarten von uns, dass wir sie in den Wagen zwingen. Wissen Sie, wie oft ich dabei in Tränen ausgebrochen bin?«, sagte der Mann. Und: »Ich möchte ihnen sagen, dass ich nicht zu ihnen gehöre. Die meisten von uns sind ganz normale Soldaten, die ihren obligatorischen Militärdienst ableisten. Ich fühle mich so schlecht.«

Neben den Sittenwächtern gibt es die Revolutionswächter, auch Pasdaran genannt. Sie gelten als mächtig-

ter Teil der Streitkräfte und unterstehen somit dem Revolutionsführer. Gegründet wurden sie von Khomeini im Revolutionsjahr 1979 als Verteidiger der Islamischen Republik gegen mögliche Putsche oder Überläufer der regulären Armee – das politische System fußt auf gegenseitigem Misstrauen. Die Aufgabe der Revolutionswächter ist es, das System zu erhalten, koste es, was es wolle, und »abweichlerische Bewegungen« zu bekämpfen – auch im Ausland.

Für Letzteres sorgt die Pasdaran-Eliteeinheit der Quds-Brigaden, die Irans Einfluss im Irak, in Syrien (wo sie erfolgreich gegen den »Islamischen Staat« kämpften), im Libanon und im Jemen ausgedehnt haben. Eine Reihe von Ländern sieht sich auch deshalb von Iran bedroht, allen voran Israel, das insbesondere den Bau einer iranischen Atombombe fürchtet. Dass das Regime auch für Europa ein Sicherheitsrisiko darstellt, hat es gerade erst durch die Drohnenlieferungen an Russland bewiesen, die bereits in der Ukraine eingesetzt werden.

Die USA haben die Revolutionswächter als Terrororganisation eingestuft. Die EU nicht. Die EU-Außenminister haben nun neue Sanktionen beschlossen, es sollen Einreisen verboten und Vermögen eingefroren werden – allerdings ist vorwiegend die Sittenpolizei betroffen.

Gefürchtet sind die 190 000 Revolutionswächter auch im eigenen Land – und mittlerweile selbst ein so großer Machtfaktor, derart verwoben mit



Elnaz Rekabi: Die Sportkletterin ist für viele Iranerinnen und Iraner eine Heldin, seit sie in Seoul ohne Kopftuch zum Wettkampf antrat.



Parisa Jahanfekr: Die Gewichtheberin ist im Frühjahr nach Deutschland geflohen, weil sie das Regime nicht mehr ertrug.

den politischen und wirtschaftlichen Strukturen des Landes, dass einige Experten davon sprechen, Iran sei in Wirklichkeit keine Theokratie unter der Kontrolle schiitischer Kleriker, sondern ein Militärstaat unter der Führung der Pasdaran. Sie sollen an Dutzenden Unternehmen beteiligt sein, in den unterschiedlichsten Industrien: Öl, Gas, Auto, Textil und Chemie, aber auch an Banken, Bau- und Tourismusunternehmen. Während die Bevölkerung verarmt und unterdrückt wird, beuten die Militärs das Land aus.

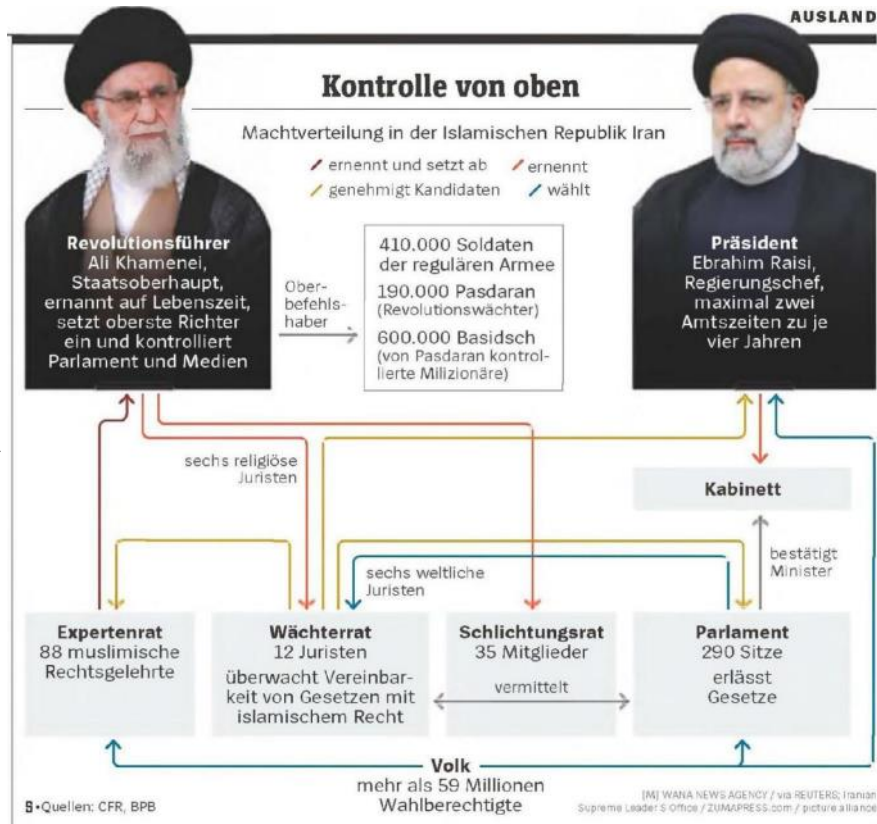
Für die dreckige Arbeit schicken die Revolutionswächter ihre Unterabteilung der Basidsch los, eine Art schnelle Eingreiftruppe, die gemeinsam mit der Polizei seit der Grünen Revolte 2009 jegliche Form von Protest auf der Straße erstickt, mithilfe von Schlagstöcken und Schusswaffen. Aber offensichtlich bekommen die Basidsch, die 600.000 Mitglieder zählen sollen, die derzeitige Protestwelle nicht in den Griff, sodass nun vermehrt die Revolutionswächter auf den Straßen Teherans und anderen Städten zu sehen sind.

Dass sich die Sicherheitskräfte auf die Seite der Protestierenden stellen, ist eher unwahrscheinlich. Die Loyalitäten sind klar, Ob Sittenpolizei, Polizei, Armee, Basidsch oder Revolutionswächter: Sie sind nicht für die Menschen da, sondern zum Schutz der iranischen Revolution. »Es geht ihnen darum, das System zu wahren, nicht darum, Iran zu bewahren«, so formuliert es der Historiker und Iranexperte Afshon Ostovar. Außerdem profitieren sie von der Situation so, wie sie ist: Ihre Macht und ihr Reichtum hängen vom Überleben des Systems ab – deshalb ist alles, was das System bedroht, auch eine Bedrohung des Sicherheitsapparats.

Die Iranerinnen und Iraner in der Diaspora sind sich in der Regel in kaum etwas einig. Tief gespalten zu sein, wenn es um die alte Heimat geht, ist das Schicksal der meisten Exilgemeinden, auf die iranische trifft es in besonderem Maße zu. Aber einen Konsens gibt es: Kaum einen Menschen mit persischen Wurzeln lassen die Bilder unberührt, die dieser Tage aus der eigenen Heimat, der Heimat der Eltern und Großeltern zu sehen sind.

Millionen Iranerinnen und Iraner leben außerhalb Irans, die größten Gemeinden befinden sich in den USA, Kanada, Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Schweden. Viele sind politische Flüchtlinge, sie verließen ihr Land nach der islamischen Revolution oder während des ersten Golfkriegs.

Die meisten fürchten um Familie und Freunde in der Heimat, so berichten sie es dem SPIEGEL. Sie sind hin- und hergerissen, ob sie ihre Liebsten anfeuern oder zur Vorsicht mahnen sollen. Sie hängen an ihren Fernsehern, Computern und Telefonen, saugen jedes Video, jeden Fetzen Information in den sozialen Medien auf. Sie werden zu Multiplikatoren der Revolte, zu Lautsprechern ihrer Landsleute in der Welt, während sie selbst unter der Unsicherheit und der schwierigen Kommunikation leiden.



Und viele in der Diaspora wundern sich über sich selbst. Plötzlich gehen Menschen auf Demonstrationen und Solidaritätskundgebungen, die darin vorher keinen Sinn gesehen hätten. Auch jene, die nüchterner auf ihr Herkunftsland blicken, fragen sich: Könnte sich dieses Mal wirklich etwas verändern?

»Das Regime ist seit mehr als 40 Jahren da, und trotzdem können sich die Iraner einfach nicht daran gewöhnen«, sagt die in Paris lebende Iris Farkhondeh. »Die Generation der jungen Menschen, die jetzt die Revolte tragen, hat weder die Revolution noch Krieg erlebt. Aber die Beraubung ihrer Freiheit empfindet sie sehr stark. Unfreiheit ist noch schwerer zu ertragen, wenn man auf seinem Telefon mit den Bildern von Frauen konfrontiert ist, die sich frei bewegen und äußern können«, sagt sie mit Blick auf die Beliebtheit von Instagram, TikTok und anderen sozialen Netzwerken in Iran.

Auch die westlichen Regierungen lernen jetzt eine andere Seite der Iranerinnen und Iraner im Exil kennen: Die Menschen fordern eine klare Haltung von ihnen ein. Sie demonstrieren in vielen europäischen Hauptstädten, sie treffen sich zum Sitzstreik vor dem Auswärtigen Amt in Berlin, halten Kundgebungen ab vor dem »Islamischen Zentrum Hamburg«, das als Ableger des iranischen Regimes gilt (Seite 82); sie schreiben offene Briefe, richten Petitionen an den Bundestag. Sie fordern eine Neuausrichtung der Iranpolitik, Schluss mit dem Appeasement.

Neben all der Sorge und den politischen Forderungen ist da auch viel Stolz zu spüren.

Auf die eigene Herkunft. Stolz darauf, dass die ganze Welt Zeuge ihres Muts wird.

Diese Revolte hat neue Ikonen hervorgebracht, eine von ihnen ist die Sportkletterin Elnaz Rekabi, 33 Jahre alt, aus Teheran.

Den Demonstrierenden in Iran gilt Rekabi als Heldin, seitdem sie bei den Asienmeisterschaften am vergangenen Sonntag in Seoul ohne Kopftuch angetreten ist. Auf Videos ist zu sehen, wie sie mit einem schwarzen Haarband in den Wettkampf geht, die Haare zum Zopf gebunden, in dunkler Hose und weißem Shirt. Ihr Zopf schwingt hin und her, als sie sich, am Seil gesichert und die Hände staubig von Magnesia, die Steilwand hinaufhievt.

Das Tragen des Hidschabs ist bei Wettkämpfen für iranische Sportlerinnen Pflicht. Die in London ansässige Diaspora-Nachrichtenseite »IranWire« – gegründet von einem ehemaligen »Newsweek«-Journalisten – berichtete danach: Rekabi sei unter einem Vorwand in die iranische Botschaft gelockt, Pass und Handy seien eingezogen worden. Am Dienstag tauchte auf Rekabis Instagram-Profil ein neuer Post auf: eine Story ohne Foto, weiße Schrift auf schwarzem Grund – es mutete wie eine Trauermitteilung an. Rekabi wandte sich an ihre Landsleute mit der Bitte um Verzeihung, »für die Sorgen«, die sie bereitet habe. Sie sei nicht absichtlich ohne Kopftuch geklettert, schuld seien Aufregung und schlechtes Timing, weil sie unerwartet aufgerufen worden sei. Sie sei nun »wie geplant« mit der Mannschaft auf dem Heimweg.

Unter welchen Bedingungen Rekabi die Nachricht schrieb, ob sie überhaupt deren



Revolutionsführer Khamenei (M.) mit Offiziersanwärtern: Jegliche Form von Protest erstickt

Autorin ist, ist unklar. Beobachter deuten die Zeilen als erzwungene Stellungnahme. Laut »IranWire« soll der Bruder Rekabis in Iran festgenommen worden sein.

Als Rejabi am Mittwochmorgen nach Teheran zurückkehrte, wartete am Flughafen eine jubelnde Menschenmenge auf sie. Rejabi trug keinen Hidschab, sondern verbarg ihre Haare in einem schwarzen Kapuzenpullover und unter einem Basecap. Sie machte einen erschöpften Eindruck und gab dem Staatsfernsehen ein Interview, in dem sie wiederholte, was sie bereits geschrieben hatte. Dann wurde sie in einem Transporter weggeschafft – Beobachter fürchten: ins Evin-Gefängnis für politische Gefangene.

Es wäre nicht das erste Mal, dass die Mullahs ein Exempel an einem Sportstar statuieren. So wurde der Ringer Navid Afkari im September 2020 hingerichtet, nachdem er zwei Jahre zuvor an einer Demonstration teilgenommen hatte. Das Regime behauptete, er habe einen Sicherheitsbeamten ermordet, sein Geständnis war unter Folter erzwungen worden. Der ehemalige Fußballnationalspieler Ali Karimi wurde offenbar wegen »geheimer Absprache und Versammlung gegen die nationale Sicherheit« in Abwesenheit angeklagt, weil er sich mit den Frauenprotesten solidarisiert hatte.

Sportlerinnen und Sportler sind in Iran Vorbilder, gerade für junge Menschen. Was sie sagen und tun, hat Gewicht, nicht selten folgen ihnen in den sozialen Medien mehrere Millionen Fans. Entsprechend groß ist der Druck, den das Regime auf sie ausübt.

Parisa Jahanfekar, 27 Jahre alt, hat das am eigenen Leib erfahren. Die Gewichtheberin ist im Frühjahr aus Iran nach Deutschland geflohen, weil sie die Gängelung durch das Regime nicht mehr ertrug. Inzwischen lebt sie in Neubrandenburg. Beim Videotelefonat trägt sie die schwarzen Haare schulterlang und halb offen, dazu roten Lippenstift und

einen rosafarbenen Strickpullover. »Sportlerinnen sollen sich in Iran nicht frei zeigen, damit ihre Fans nicht auch Lust auf diese Freiheiten bekommen und gegen das System aufbegehren«, sagt sie. Fotos, Videos, alles werde kontrolliert. Wer einen Fehler mache, fliege aus dem Team.

Als Jahanfekar Kritik an den Unterkünften bei der Olympiaqualifikation übte, sperrte der Verband sie für mehrere Monate. »Ich musste mich vor einem Ausschuss rechtfertigen. Sie haben mich beschimpft und gesagt, ich würde den Verband beschmutzen und beschämen.«

Jahanfekar hat den Kontakt zu ihrer Familie in Iran fast vollständig abgebrochen, um sie nicht zu gefährden. Aber sie nimmt nun in Berlin an Demonstrationen gegen die Mullahs teil. Kürzlich hat sie ein Video auf Instagram gepostet, in dem sie sich aus Protest die Haare abschneidet. »Die junge Generation hat entschieden, kein Knecht mehr zu sein«, sagt sie.

Es ist vor allem die iranische Generation Z, es sind Schülerinnen und Schüler, Studentinnen und Studenten, die auf die Straße gehen, und sie sind es auch, die sterben.

Amnesty International hat bis Mitte Oktober die Namen von 144 Männern, Frauen und Kindern registriert, die landesweit durch die Sicherheitskräfte getötet worden sind. Zwanzig Jungen zwischen 11 und 17 Jahren gehören laut dieser Zählung zu den Opfern und drei junge Frauen von 16 und 17 Jahren. Die Organisation prüft weitere Fälle. »Die Zahl der Toten wird steigen«, sagte Raha Bahreini, Iranexpertin von Amnesty International.

Knapp die Hälfte der getöteten Kinder und Jugendlichen gehörte zur unterdrückten ethnischen Minderheit der Belutschen. Sie starben am tödlichsten Tag seit Beginn der Proteste – am 30. September, in Sahedan, der Hauptstadt der Provinz Sistan und Belutschistan. Sicherheitskräfte schlugen einen Protest nach



Diaspora-Proteste in Paris, Santiago de Chile, Portland: Inspiration für Frauen weltweit

dem Freitagsgebet nieder, 66 Tote soll es gegeben haben. Die Menschen wollten sich mit den landesweiten Protesten solidarisieren und laut Amnesty Rechenschaft für die mutmaßliche Vergewaltigung eines 15-jährigen Mädchens durch einen Polizeikommandanten fordern.

Eine Gruppe von Menschen versammelte sich an diesem Tag vor der Polizeistation, sie waren gerade vom Gebet gekommen. Laut den Recherchen von Amnesty haben die Sicherheitskräfte vom Dach der Polizeistation aus mit scharfer Munition, Metallkugeln und Tränengas auf sie gefeuert. Sicherheitskräfte in Zivil hätten zudem von den Dächern mehrerer nahe gelegener Häuser geschossen.

Das Regime versucht, seine Gewalttaten zu vertuschen. Die Sicherheitsbehörden bezeichneten die Demonstranten nach dem »blutigen Freitag« als »Terroristen« und »Randalierer«, die geplündert und gebrandschatzt hätten. Inhaftierte wurden gezwungen, vor der Kamera vermeintliche Geständnisse abzulegen.

Besonders perfide gingen die Sicherheitskräfte im Fall zweier getöteter Mädchen vor, die zu Ikonen des Protests geworden sind: Sarina und Nika, beide 16 – und laut staat-

licher Propaganda freiwillig von Hochhäusern gesprungen.

Die 16-jährige Sarina Esmailzadeh soll während eines Protests in Karadsch in der Provinz Alborg durch brutale Schläge auf den Kopf getötet worden sein. Sie wurde den geschockten Angehörigen verhüllt übergeben, mit der Aufforderung, sie sofort zu begraben. Sicherheitskräfte überwachten die Beerdigung und zwangen ihre Mutter dazu, die Suizidlegende in Staatsmedien zu verbreiten. Andernfalls, so wurde es Medien berichtet, habe das Regime gedroht, Esmailzadehs Bruder zu töten.

Ähnlich war es bei der 16-jährigen Nika Shakarami. Sie war am 20. September verschwunden, nachdem sie an Protesten in Teheran teilgenommen hatte. Neun Tage lang suchte die Familie vergebens nach ihr, bis die Behörden sie in ein Leichenschauhaus in der Provinz Teheran luden. Nika Shakaramis Wangenknochen, ihre Zähne und ihre Nase waren gebrochen. Bevor die Familie ihre Leiche beerdigen konnte, entwendeten die Behörden den Körper und verscharrten ihn an einem anderen Ort. Im Anschluss wurde die Familie eingeschüchert, Nikas Tante und ihr Onkel wurden zeitweise festgenommen und

im Staatsfernsehen zur Falschaussage gezwungen.

Das Regime kennt im Umgang mit seinen Gegnerinnen und Gegnern nur ein Mittel: Einschüchterung und Gewalt.

Der Ort, den die Demonstrantinnen wie keinen zweiten fürchten, liegt am nördlichen Stadtrand Teherans: das Evin-Gefängnis. Dort hält das Regime seit Jahren viele der klügsten Köpfe des Landes fest. Aktivistinnen und Rechtsanwälte teilen sich teilweise Zellen mit Umweltschützerinnen und Studenten. Die Intellektuellendichte ist so hoch, dass manche das Gefängnis scherzhaft »Universität Evin« nennen. Der heutige Präsident Ebrahim Raisi wirkte einst persönlich hinter den Gefängnismauern: Im Jahr 1988 wurden in der Haftanstalt unzählige Angeklagte innerhalb weniger Monate in Scheinprozessen verurteilt und hingerichtet. Raisi gehörte damals zu den Anklägern.

Das Gefängnis verfügt über Dutzende Isolationszellen, Verhörräume und einen eigenen Hinrichtungshof. Die Gefangenen werden oft stundenlang befragt, manche gefoltert. Immer wieder sterben Insassen, weil sie nicht rechtzeitig ärztlich versorgt werden. Amnesty International nennt das Gefängnis den »Wartezimmer des Todes«.

Seit Beginn der Proteste ist das Evin-Gefängnis noch voller als sonst. Menschenrechtler der Organisation Iran Prison Atlas glauben, dass die Behörden in den vergangenen Wochen Hunderte Demonstrantinnen und Demonstranten in die Haftanstalt verschleppt haben. Die Frauen schlafen dort nach Berichten von Insassinnen dicht an dicht, in engen Gemeinschaftszimmern mit Etagenbetten. Die Jüngeren überlassen den Älteren die unteren Etagen. Die Familien überweisen den Frauen regelmäßig Geld, damit sie Lebensmittel kaufen und telefonieren können. Die Gespräche werden mitgeschnitten. Jedes falsche Wort kann zu einer weiteren Anklage führen.

Dank solcher offen zur Schau gestellten Grausamkeiten ist Evin für die Iraner zu einem Symbol geworden. Das Gefängnis steht für die Brutalität eines Regimes, das bisher noch jeden Aufstand niedergeschlagen hat. Als es am vergangenen Samstag, an Tag 30 der Proteste, plötzlich in Flammen stand, glaubten viele Demonstrantinnen und Aktivisten an Absicht: Versuchte das Regime hier etwa, seine Gegner zu töten?

Die Videos des brennenden Gebäudekomplexes verbreiteten sich rasend schnell. Auf den Bildern waren meterhohe Feuerzungen zu sehen, dichter Rauch stieg auf, im Hintergrund waren Explosionen und Schüsse zu hören. Hunderte Teheraner, die um ihre inhaftierten Angehörigen fürchteten, eilten zum Gefängnis. »Unsere größte Angst im Gefängnis war immer, dass es zu einem Erdbeben oder einem Brand kommen könnte«, sagt ein ehemaliger Häftling. Es bleibe in solchen Fällen kaum eine Fluchtmöglichkeit.

Bis heute ist nicht klar, wie viele Gefangene beim Brand in Evin ums Leben gekommen

sind. Das Regime spricht von 8 Toten und 61 Verletzten. Angehörige gehen von weit mehr Opfern aus. Auch die Schuldfrage ist nicht geklärt. Der iranische Justizchef machte am Montag ausländische Agenten verantwortlich. Viele Iranerinnen und Iraner hingegen verdächtigen das Regime, obwohl die Umstände bisher ungeklärt sind. Sie trauen der Regierung inzwischen alles zu – auch dass sie nach Wochen des Protests ein Exempel statuieren wollte.

Besonders ältere Iraner fühlten sich an den Beginn der iranischen Revolution erinnert: Am 19. August 1978 ging das Kino Cinema Rex im westiranischen Abadan in Flammen auf. Die Türen waren zuvor von außen verammelt worden, bis zu 470 Menschen kamen ums Leben. Der Schah machte damals »islamische Marxisten« für den Brand verantwortlich – die Opposition wiederum die Geheimpolizei. Der Brandanschlag führte damals zu gewalttätigen Protesten, die sich schnell auf das ganze Land ausweiteten. Am Ende fegte die Revolution den Schah vom Thron.

Ob es diesmal genauso kommt? Obwohl die Proteste nun in die sechste Woche gehen, sind viele Irankenner nach wie vor skeptisch, dass es der Bewegung gelingt, das Regime zu stürzen.

Zwei Szenarien sind daher denkbar.

Erstens, die Protestbewegung bringt die Diktatur zu Fall. Kaum eine westliche Regierung würde das Ende der islamistischen Herr-

Das Regime könnte stürzen – oder eine neue Protestwelle könnte bald folgen.

schaft bedauern. Ein demokratischer Iran könnte die gesamte Region verändern. Es ist jedoch alles andere als ausgemacht, dass es nach einer erfolgreichen Revolution so käme. Es könnte auch ein Militärregime auf die Mullahs folgen – oder Chaos.

Wahrscheinlicher ist, zweitens, dass die Schergen des Regimes auch diesen Aufstand niederschlagen und sich dieselbe Grabesruhe ausbreiten wird, die schon auf vorangegangene Protestbewegungen gefolgt ist. Gestärkt würde die Führung aus einem solchen Sieg nicht hervorgehen – und im Wissen um ihre Verwundbarkeit dürfte sie sich künftig erst recht der Unterstützung autoritärer Staaten versichern: Russland, das schon heute ein faktischer Verbündeter ist und dem Iran im Ukrainekrieg Drohnen liefert, demnächst wohl sogar Kurzstreckenraketen. Und China, auf dessen technologischen und wirtschaftlichen Flankenschutz Teheran langfristig hoffen dürfte. Solange kein einzelnes Ereignis im Innern – etwa der Tod des Revolutionsführers – grundsätzlich neue Fakten schafft, werden die Spannungen anhalten, das Re-

gime instabiler und gleichzeitig aggressiver machen.

Falls es so kommt, würde die Protestbewegung von 2022 als eine weitere in die immer dichter werdende Reihe iranischer Aufstände eingehen – nach den Studentenunruhen von 1999, der Grünen Revolte von 2009 und den blutig niedergeschlagenen Protesten 2019. Es könnte aber auch schon bald der nächste folgen; denn die gesellschaftliche Unruhe im Land bleibt.

Im Moment sieht es nicht so aus, als würde eine der beiden Seiten nachgeben, das Regime nicht, aber die Protestierenden genauso wenig. Die Proteste dauern schon viel länger an, als viele es für möglich gehalten hätten.

Im Kurdengebiet, in Sanandadsch, gehen Mina und Kaveh weiter auf die Straße, und das, obwohl Kaveh bei einer Demonstration Anfang Oktober von einer Kugel im Gesicht gestreift wurde.

Frauen hätten die Revolte angefangen, längst gehe es aber um viel mehr als um den Hidschab, sagt Mina. Die Protestierenden stünden auf gegen die Islamische Republik und für die Demokratie. »Wir sind bereit, unser Leben zu opfern für die Freiheit. Wir werden nie wieder die Menschen sein, die wir waren.«

Anne Armbrrecht, Muriel Kalisch, Mina Khani, Leo Klimm, Susanne Koelbl, Katrin Kuntz, Steffen Lüdke, Fariba Pajoooh, Maximilian Popp, Omid Rezaee, Gilda Sahebi, Fritz Schaap, Anna-Sophie Schneider, Özlem Topçu, Bernhard Zand ■